

# SIRENENBANN UND SEEGERANG

ISABELLA BENZ UND SUSANNE WOLFF

WREADERS TASCHENBUCH  
Band XX

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Vollständige Taschenbuchausgabe  
Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2021 by Wreaders Verlag, Sassenberg  
Druck: BoD – Books on Demand, Norderstedt  
Umschlaggestaltung: Lisa Umminger  
Lektorat: Marla Bachert, Anna Mackner  
Satz: XXX

[www.wreaders.de](http://www.wreaders.de)

ISBN: 978-3-96733-247-6



Für die Musik, die uns auf ihren Schwingen in zauberhafte  
Welten geleitet.



# 1

## Versunken

Ich liebte das Wasser, den bitteren Geruch nach Freiheit, den feuchten Geschmack nach Unabhängigkeit, das Plätschern der Wellen, die die Steine am Ufer küssten und sich gleich darauf wieder zurückzogen, nur um ihr Spiel zu wiederholen. Zuverlässig und selbstbewusst zugleich. Ich wünschte mir, Julian wäre dem Wasser nur ein bisschen ähnlich. Aber mittlerweile war er das komplette Gegenteil.

Er öffnete den Eingang zum Seebad und steckte den Schlüssel anschließend in seine Hosentasche zurück. Es war ein Duplikat, eines, das Julian heimlich hatte anfertigen lassen. Er lächelte. Während seine braun gebrannte Haut und die dunkle Kleidung mit dem engmaschigen Zaun verschmolzen, stachen seine weißen Zähne in der Dunkelheit hell hervor.

»Wollen wir?« Er bot mir seinen Arm an.

Mein Herz zog sich unangenehm zusammen. Ich musste es ihm endlich sagen, durfte nicht länger zögern. Es war unfair ihm gegenüber. Ich hatte das Ergebnis meines Tests bekommen. Julian war gegen seine Prinzipien mit mir ins Seebad eingebrochen, nur weil ich ihn darum gebeten hatte. So hatte unsere Beziehung einfach keinen Sinn mehr. Ich atmete tief durch, setzte zu sprechen an und bekam doch keinen Ton über die Lippen.

Julian schien meinen inneren Kampf nicht zu bemerken.

Er nahm meine Hand und zog mich in Richtung See. Das Plätschern wurde lauter. Unsere Schritte raschelten erst im Gras, dann knirschte der Kies unter ihnen. Das Wasser funkelte silbern im Sternenlicht. Es war eine wolkenlose Sommernacht, so warm, dass ich meine Jeansjacke um die Hüften geknotet hatte. Selbst die leichte Brise, die vom See her über meine Arme streifte, brachte nur eine angenehme Kühle, keine Kälte mit sich.

Seit zwei Wochen war die Hitze tagsüber nahezu unerträglich. Zum Glück hatten wir die meisten Klausuren schon hinter uns. Meine schriftlichen Noten waren wenig überraschend katastrophal. Aber was spielte das für eine Rolle, wenn ich bei jedem Lehrer das Gefühl hinterließ, den Stoff perfekt zu beherrschen?

Vieren, Fünfen, sogar Sechsen ließen sich mit einer Eins im Mündlichen immer so ausgleichen, dass man nicht durchfiel. Eine Zeit lang hatte ich geglaubt, meine Eltern hätten die Lehrer bestochen. Aber bis auf Lucy waren auch alle meine Klassenkameraden der Überzeugung, ich hätte mit einem Schulterzucken und einem gelegentlichen »Keine Ahnung, interessiert mich nicht« eine Eins verdient. Krank!

Es war genauso krank wie Julian, der sprang, wenn ich ihm nur sagte, wohin. Normalerweise war er ein Musterschüler, der sich das Internat durch ein Stipendium finanzierte. Er war stolz auf seine Leistungen, stolz darauf, anders als wir reichen, verzogenen Gören zu sein, stolz, weil er sich nie einen Fehltritt erlauben würde.

Deshalb hatte ich mich in ihn verliebt. Als er Anfang des Jahres auf unsere Schule gewechselt war, hatte er mir einige

Male widersprochen. Damals war er noch genauso unzähmbar wie das Wasser gewesen, doch ich hatte ihn gebrochen, ohne zu wissen, wie.

Entschlossen blieb ich stehen und zwang ihn, sich zu mir umzudrehen. »Julian, wir müssen reden!«

»Ja, natürlich! Alles, was du willst, Irina«, beteuerte er sofort und mir schossen die Tränen in die Augen.

*Nein, nicht alles, was ich willl, dachte ich. Widersprich mir! Lass uns streiten! Ich will mich nicht von dir trennen, aber ich kann so auch nicht mit dir zusammen sein.*

»Willst du dich setzen? Schau mal, was ich für uns vorbereitet habe.«

Er ließ meine Hand los und eilte mir eifrig voraus zu einem dunklen Haufen auf dem Kiesstrand, den ich vor lauter Verzweiflung gar nicht bemerkt hatte.

Ich musste mich konzentrieren, um eine Decke und einen Korb zu erkennen. Julian kniete sich nieder, klappte die linke Hälfte des Korbes auf und zog etwas Längliches hervor. Aus seiner Hosentasche holte er einen kleineren Gegenstand. Es ratschte und eine Flamme tanzte zwischen seinen Händen, mit der er den Docht einer Kerze entzündete. Als Nächstes holte er einen silbernen Armleuchter, der garantiert zum Festschmuck des Internats gehörte, aus dem Korb. Hingebungsvoll setzte er die flackernde Kerze in seine Mitte und bestückte ihn mit vier weiteren länglichen Kerzen. Mein schlechtes Gewissen wuchs mit jeder Flamme, die aus dem Feuerzeug züngelte.

Julian klopfte auffordernd neben sich: »Komm! Setz dich zu mir! Ich habe Schokofrüchte dabei.«

Ich rang mit mir. Er hatte sich solche Mühe gegeben und es könnte alles so schön sein. Ein romantisches Abenteuer! Wir brachen um Mitternacht ins Seebad ein, fütterten uns mit schokoglierten Erdbeeren, Äpfeln und Trauben, küssten uns, liebten uns. Aber war es wirklich das, was er wollte? Oder machte er das alles nur, weil er glaubte, mir damit meinen Wunsch perfekt zu erfüllen?

Ich wandte meinen Blick fort von der lockenden, romantischen Picknickdecke, hin zum See, dessen Ende ich in der Dunkelheit nicht ausmachen konnte. Mir war übel. Wieso zum Teufel war Lucy die Einzige, die mir hin und wieder die Stirn bot?

Die Erinnerung an die Zeit, in der die Leute sich in meiner Gegenwart noch normal verhalten hatten, verblasste immer mehr. War ich zwölf gewesen? Vielleicht dreizehn? Mit vierzehn hatte sich das Verhalten meiner Lehrer und Klassenkameraden jedenfalls schon so verändert, dass ich mir alles erlauben durfte.

Niemand zog mich zur Rechenschaft, wenn ich klaute. Niemand beschwerte sich, wenn ich sie beleidigte. Niemand sagte etwas, wenn ich auf einer öffentlichen Toilette irgendeinen wildfremden Kerl aufriss. Was ich wohl noch alles ausprobiert hätte, wenn Lucy mir nicht ordentlich den Kopf gewaschen hätte?

Julian trat von hinten an mich heran. Seine Arme schlangen sich um meinen Oberkörper und ich spürte seine muskulöse Brust an meinem Rücken.

»Was ist denn los, Liebes?«, wisperte er und sein Atem kitzelte mir im Nacken. Seine Lippen wanderten über mein

Ohrläppchen den Hals hinunter und fanden zielsicher den Punkt, bei dem sich meine Knie in Butter verwandelten.

Meine Lider flatterten und ich kämpfte gegen das Stöhnen an, das mir in der Kehle steckte. Seine Nähe jagte Blitze durch meinen Körper. Es war so einfach, so verlockend. Ich könnte in Julians starke Arme sinken und eine letzte schöne Nacht mit ihm verbringen. Wenn ich morgen mit ihm Schluss machte, war das ja noch früh genug, oder?

*Das ist fies und das weißt du ganz genau*, meckerte eine Stimme, bei der ich unweigerlich Lucy vor Augen hatte.

Ich rang mit meiner Selbstbeherrschung, wand mich aus Julians Umarmung und hielt ihn entschieden mit der ausgestreckten Rechten auf Abstand. Außer Atem von den flüchtigen Berührungen, die unser Blut zum Kochen brachten, keuchten wir beide.

»Das geht so nicht weiter«, fand ich als Erste meine Stimme wieder.

»Wie meinst du das?« Julian zitterte. In seiner Frage schwang die leise Ahnung mit, worauf ich hinauswollte.

Ich holte tief Luft, doch bevor ich irgendetwas sagen konnte, fuhr er schon fort: »Ich habe es vermasselt, nicht wahr? Ich war zu aufdringlich. Und du magst eigentlich gar keine Kerzen. Das ist dir viel zu kitschig. Und ich hätte besser Schokobananen als Schokotrauben einpacken sollen. Und das andere T-Shirt anziehen sollen, das blaue, das du so magst. Ich war hin und hergerissen, weil du mir das Hemd hier doch zum Geburtstag geschenkt hast. Ich dachte ...«

»Julian, stopp!«

Sein Mund schnappte zu, als hätte ich ihm einen Befehl erteilt. Ich schauderte. Manchmal war sein Verhalten wirklich gruselig.

»Es geht nicht um die Kerzen oder die Trauben oder dein T-Shirt. Es ist einfach nur ... ach ...«

Ich krallte die Finger in mein Haar und blinzelte verzweifelt in den Nachthimmel. Wie trennte man sich von jemandem, der einem unglaublich wichtig war, dem man aber selbst nicht guttat?

»Ich ... ich fasse es einfach nicht, dass du den Schlüssel geklaut hast und mit mir hier eingebrochen bist!«, platzte es schließlich aus mir heraus und ich lockerte den festen Griff in meinen Haaren.

Im flackernden Licht der Kerzen erkannte ich, wie Julian seine Stirn runzelte. »Ich habe das für dich getan. Ich dachte, du wolltest es.«

»Ja, aber es geht doch nicht immer nur darum, was ich will. Es geht auch darum, was du willst.«

Verdammt noch mal, Julian, in einer Beziehung müssen beide Partner glücklich sein. Du musst doch eine eigene Meinung haben. Ich habe das Gefühl, ich kenne dich gar nicht mehr. Ich weiß nicht, was du willst. Was genau möchtest du?«

Julian räusperte sich. »I-ich will ...«, stotterte er und leckte sich unsicher über die Lippen.

Zum ersten Mal in den vergangenen drei Monaten glomm Hoffnung in mir auf.

»... i-ins Wasser«, brachte Julian schließlich hervor.

Ich hob beide Brauen. Wie bitte? Das war jetzt nicht sein

verfickter Ernst! Er mühte sich so ab, um mir das zu sagen? Er wollte ins Wasser? Schwimmen? Kalte Wut loderte in mir auf. Ich liebte das Wasser. Ich liebte es zu schwimmen. Wahrscheinlich wusste er das. Wahrscheinlich hatte er das nur gesagt, weil er wusste, dass es mir gefallen würde. Aber ich konnte ihm diesen Wunsch jetzt schlecht abschlagen. Nicht, nachdem ich mich einmal dazu durchgerungen hatte, ihn danach zu fragen und er mir sogar eine Antwort gegeben hatte.

»Bitte«, giftete ich ihn an. Ruckartig entknotete ich die Ärmel meiner Jeansjacke und pfefferte sie auf die Decke, knapp neben die Kerzen. Ich zog mir die Bluse über den Kopf, öffnete die Knöpfe meiner Jeanshose und strampelte sie mir von den Beinen. Die sommerliche Nachtluft streichelte meine Haut.

Julian war noch damit beschäftigt, sein Hemd aufzuknöpfen, da sprang ich bereits in Unterwäsche über die spitzen Kieselsteine auf das dunkle Wasser zu. Die Wellen umspülten meine Zehen und jagten mir einen kalten Schauer über den Rücken. Ich fröstelte und ballte die Hände zu Fäusten. Aber ich blieb nicht stehen. Schritt für Schritt bezwang ich den kalten See, bis mir das Wasser an die Hüften reichte.

Kopfüber tauchte ich unter. Die Kälte lähmte mich für eine winzige Sekunde, dann begann ich mit kräftigen Zügen zu schwimmen und genoss, wie das Wasser meine Haut umschmeichelte.

Als ich mit der bloßen Hand den Boden nicht mehr berühren konnte, stieß ich den Kopf wieder durch die

Wasseroberfläche und drehte mich Richtung Ufer. Julian kämpfte offensichtlich damit, mir ins Wasser zu folgen. Es bestätigte meinen Verdacht und entfachte meinen Zorn von Neuem.

»Von wegen, du willst ins Wasser!«, rief ich ihm verärgert zu. »Das war doch nur eine dumme Lüge!«

»Nein, wirklich nicht. Ich möchte mit dir schwimmen. Ich möchte, dass du glücklich bist.«

»Ach, spar es dir!«, fauchte ich und schwamm zurück zum Ufer.

»Irina, Liebling, bitte warte!«

Er watete auf mich zu. Plötzlich war das kalte Wasser wohl doch nicht mehr so schlimm. Nach wenigen Schritten schwamm er eilig in meine Richtung. Ich versuchte, ihm auszuweichen, aber er versperrte mir den Weg und hielt mich an den Schultern zurück. Ich schlug Wasser in seine Richtung und es platschte ihm mitten ins Gesicht. Er kniff die Augen zusammen, prustete, aber ließ mich nicht los.

»Bitte«, hustete er, »bitte, gib mir noch eine Chance.«

»Ich habe dir tausend Chancen gegeben!« Wütend kämpfte ich gegen seinen Griff an. »Es kann doch nicht so verflucht schwer sein, mir nicht immer nur das zu sagen, was ich gerne hören möchte. Ich will wissen, was du denkst und was du willst!«

»Sing für mich!«

Seine Forderung erwischte mich unvorbereitet. Fassungslos hörte ich auf, mich gegen ihn zu wehren. Singen? Ich sang ab und an gerne beim Haarekämmen und ich hielt mich für eine passable Sängerin, wie vermutlich die

Hälfte der Mädchen aus meiner Klasse. Aber es kostete mich jedes Mal Überwindung, vor Publikum zu singen.

Doch womöglich war das endlich etwas, das sich Julian wirklich selbst wünschte und das er nicht nur sagte, weil er glaubte, mich damit glücklich zu machen. Womöglich. Und ich hatte eine Idee, wie ich das herausfinden konnte.

»Ich weiß nicht ...«, sagte ich gespielt unsicher. Wenn er es wirklich wollte, sollte er diesmal dafür kämpfen. »Ich kann doch gar nicht singen.«

Er lachte leise und es klang warm, viel wärmer als das kalte Wasser, das um unsere Körper tanzte. »Das stimmt nicht. Du hast eine so wunderschöne Stimme, wenn du sprichst. Du singst bestimmt bezaubernd.«

Ich schnaubte verächtlich, während ich mich weiter mit den Beinen strampelnd über Wasser hielt. Als ob Sprechstimme und Singstimme zusammenhängen würden! »Wirklich, ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist.«

»Du hast recht.«

Die Enttäuschung explodierte wie ein Eisklotz in meinem Bauch. Ich wollte widersprechen, doch Julian packte mich am Oberarm und schwamm rückwärts, zog mich mit sich, bis wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten.

»Du solltest stehen. Schwimmend kann niemand singen«, erklärte er zu meiner Überraschung.

Ich schnappte nach Luft. Das Wasser reichte mir an die Brust und je nach Wellengang endete es knapp unter meinem BH. Ich hatte keinen festen Halt, aber das Wasser warf mich auch nicht um, fast, als wollte es Julian bei seinem Vorhaben unterstützen. Was für ein absurder Gedanke!

»Ich weiß wirklich nicht ... Können wir nicht einfach an Land gehen?« Irgendetwas war unheimlich. Ich konnte es nicht greifen. Was störte mich an dieser Situation?

»Bitte«, flehte Julian, »sing für mich!« Er schob die Unterlippe vor, schmollend wie ein kleines Kind.

Ich seufzte ergeben. »Aber halt etwas Abstand, ja? Ich fände es komisch, wenn du mich beim Singen anfasst.«

Julian glitt ein Stück nach links. Ich spürte seinen Blick auf mir, abwartend, angespannt, gierig. Kurz schüttelte ich den Kopf und schob das ungewohnte Gefühl beiseite. Dann schloss ich die Augen und versetzte mich in Gedanken an den Schminktisch, der in meinem Zimmer zu Hause stand, der einzige Ort, an dem ich regelmäßig sang.

In meiner Vorstellung saß ich auf dem Schemel und fuhr mit der Bürste durch meine langen Haare. Auf dem Tisch lag ein kleines Chaos aus Schminkutensilien, Haargummis, Klammern und Schmuckstücken.

Ich sumgte, stimmte den ersten Ton an, ohne überhaupt entschieden zu haben, welches Lied ich singen wollte. Das Wasser erzitterte. Energie durchflutete mich, eine berauschende Kraft, die all meine Zweifel, all meine Ängste und Sorgen fortspülte. Plötzlich war es völlig egal, was ich sang. Ich musste es einfach nur tun.

Die Töne kamen ganz von allein hervor, perlten in die Nacht und über den See, hell, klar, strahlend wie Edelsteine. Sie erinnerten mich an den Larimar, den meine Mutter stets um den Hals trug, ihr wertvollster Besitz, den sie nie aus den Augen ließ. Wie die weiße Maserung des Steines über den hellblauen Grund floss, so streichelten meine Töne

über den See.

Ich erkannte ein Lied aus meiner Epic-Music-Playlist. Es war ohne Worte, doch die Sängerin drang auch so bis in mein Herz. Nun floss das Lied über und mit ihm so viele Gefühle. Trauer, Verzweiflung und Unverständnis, aber auch Hoffnung, Mut und Stärke. Der Wunsch, höher zu fliegen, über sich selbst hinauszuwachsen, nach der Sonne zu greifen.

Unweigerlich musste ich an eine griechische Sage denken, über einen Jungen, der von seinem Vater Flügel geschenkt bekam. Aber er war zu übermütig, flog zu weit empor und die Sonne schmolz das Wachs, das seine Flügel zusammenhielt. Er stürzte ins Meer und ertrank.

Ich sang die letzte Sequenz des Liedes und hörte die Geigen und das Schlagzeug in meinem Kopf widerhallen. Sie lieferten sich einen stetig steigenden Wettbewerb, bis meine Stimme unter ihren Tönen versank.

Etwas in mir drängte mich, sofort das nächste Lied anzustimmen. Weiter zu singen, immer weiter.

Mühsam hielt ich mich zurück und öffnete stattdessen die Augen.

Mein Herz setzte aus und schlug gleich darauf in der doppelten Geschwindigkeit weiter. Wo war Julian? Ich presste die Lippen aufeinander, kämpfte gegen den Drang zu singen an und drehte mich dabei einmal im Kreis.

Der See umgab mich wie ein schwarzes Loch. Wolken hatten sich vor den Sternenhimmel geschoben und raubten mir jegliches Licht. Am Ufer erkannte ich die Umriss des Picknickkorbes. Die Kerzen flackerten leicht vor sich hin.

Von Julian keine Spur.

Ich traute mich kaum, den Mund zu öffnen. »Julian?«, würgte ich mehr gesungen als gesprochen hervor. »Wo bist du? Das ist nicht witzig!«

Ich hüpfte durch die Wellen in die Richtung, in die sich Julian meiner Erinnerung nach zurückgezogen hatte. Meine Hände streiften unter Wasser umher, nach rechts und nach links. Plötzlich stießen meine Fingerspitzen gegen etwas Hartes. Instinktiv zuckte ich zurück. Ein Fisch?

Mein Magen rebellierte. Zögerlich streckte ich die Hand erneut aus und ertastete den Widerstand. Nein, kein Fisch. Zu groß für einen Fisch. War das ein Hals? Haare?

Julian! Kaltes Entsetzen packte mich. Er rührte sich kaum, schaukelte nur leicht im Takt der Wellen. Leblos. Komplett unter Wasser. Wie lange trieb er schon so?

Ich holte tief Luft, ging in die Hocke, tauchte unter und packte Julian unter den Achseln. Ich hievte ihn empor, seinen Kopf über Wasser.

*Scheiße, tu mir das nicht an!* Ich rutschte immer wieder auf dem schlammigen Boden aus, während ich Julian hinter mir herzerzte. Je näher wir dem Ufer kamen, desto schwieriger wurde es. Doch ich schaffte es, seinen schlaffen Körper an Land zu ziehen.

Von der kaum merkbaren Brandung umspült sank ich neben ihm auf die Knie. Seine Lider waren geschlossen. Atmete er noch? Mit Zeigefinger und Mittelfinger fuhr ich seinen Hals entlang. Ich suchte den Puls. Wo verdammt war sein Puls?



»Julian? Julian, verdammt. Sag doch was!«

Er antwortete nicht.

Ich gab die Suche auf. Keine Zeit! Ich zählte die Rippen. Dann stemmte ich beide Hände auf seine Brust und begann zu drücken. Eins, zwei, drei ...

Ich musste den Rettungswagen verständigen, aber mein Handy lag in meiner Jackentasche – zu weit entfernt. Erst musste Julian wieder atmen, er musste atmen! Warum hatte er das getan? War er lebensmüde? War er deshalb mit mir zum See gekommen? Wollte er sich selbst umbringen, während ich sang und alles um mich herum vergaß?

... achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig.

Ich ließ von seiner Brust ab und hielt ihm die Nase zu. So oft hatten sich unsere Lippen in den letzten Monaten berührt, sanfte Küsse, stürmische Küsse, leidenschaftliche Küsse. Keiner dieser Küsse war so lebensnotwendig gewesen wie dieser.

Ich blies Luft in seine Lungen und versuchte aus den Augenwinkeln zu erkennen, ob sich sein Brustkorb bewegte. Ja, er hob sich! Ich holte Luft und blies sie ihm ein weiteres Mal in den Mund. Dann wiederholte ich die Herzdruckmassage.

Es war absurd! Wer konnte dem Drang widerstehen, nach Luft zu schnappen, wenn er unter Wasser war? Und er hatte ganz sicher keine Steine in seinen Boxershorts versteckt.

»Komm schon! Wach auf! Tu mir das nicht an!« Er konnte doch jetzt nicht tot sein.

Erneut beugte ich mich über ihn, verschloss seine Nase und blies ihm meinen Atem in die Lungen. Einmal,

zweimal.

Ein Ruck ging durch seinen Körper. Julian riss die Augen auf und schnappte panisch nach Luft. In der nächsten Sekunde hustete er, krümmte sich und spuckte einen Schwall Wasser auf die Steine. Er würgte, keuchte und spuckte erneut Wasser.

Ich sprang auf. Schlitternd und rutschend kämpfte ich mich über die Steine. Dann kitzelte Gras an meinen Füßen. Ich ließ mich auf die Decke fallen und packte meine Jeansjacke. Meine Finger zitterten so sehr, dass ich Mühe hatte, den Knopf meiner Jackentasche zu öffnen.

Ich zog das Handy hervor und drehte mich in Julians Richtung. Einen fürchterlichen Moment lang glaubte ich, er würde sich erneut in den See stürzen. Aber er lag noch immer gekrümmt und schwer atmend am Ufer. Ich tippte die 112.

»Guten Abend ...«

»Ich brauche einen Krankenwagen«, unterbrach ich die freundliche Stimme am anderen Ende der Leitung, »schnell! Einen Krankenwagen zum Schlosssee Salem!«

## 2

### Der Geschmack von Verrat

*Bitte Ethan, sing für mich.*

So schöne, säuselnde Worte. Durfte er es wagen? Da waren Erinnerungen. Erinnerungen an Furcht und Leid. Er wand sich.

*Bitte, sing. Für mich.*

Wärme, die ihn berührte, einhüllte, besänftigte. Ihre Wärme. Sie besiegte seine Angst. Er wollte ihr vertrauen, wollte für sie singen.

Die Melodie erfüllte ihn, vermischte sich mit der Wärme und begann ihn zu tragen.

»Wunderschön.«

Blaue Kälte, ein Stich. Das Lied zersplitterte in Schmerz. Blaue Finsternis, die ihn zerriss. Verrat! Sie hatte ihn verraten!

Er schrie, warf sich nach vorne. Die Finsternis tat sich vor ihm auf und er fiel ...

Die Hände in den Saum seines Schlafsacks gekrallt stürzte Ethan aus der Koje und prallte mit Schulter und Hüfte auf den Linoleumboden. Sein eigener Schrei dröhnte ihm noch immer in den Ohren, hektisch rang er nach Atem. Die Luft brannte wie Feuer in seiner Lunge. Raus, er musste hier raus! Mit schweißnassen Fingern zerrte Ethan am Reißverschluss des Schlafsacks und kämpfte gegen den

Würgereiz an. Endlich waren seine Beine frei. Auf allen vieren kroch er zur Tür der Kammer. Mit Mühe stemmte er sie auf und stolperte die dahinter liegende Treppe nach oben. Am Ende der Stufen blies ihm der Wind so heftig ins Gesicht, dass er beinahe rückwärts umfiel. Er suchte Halt an der regennassen Außenwand aus Stahl, bis er sich gefangen hatte, dann taumelte er weiter.

Rostige Bodenplatten knirschten unter seinen nackten Füßen, als er zum nächsten Geländer wankte und sich weit darüber lehnte. Noch immer fühlte sich seine Kehle an, als wäre sie ihm mit glühenden Klauen herausgerissen worden und der Schmerz ließ Schlieren vor seinen Augen tanzen. Er musste würgen und dieses Mal hatte er dem Drang nichts entgegenzusetzen. Er erbrach sein Abendessen aus geräuchertem Möwenfleisch in die schäumenden Wellen unter ihm. Regen und spritzende Gischt mischten sich mit dem Schweiß auf seiner Stirn.

»Diafol Mawr!« Er keuchte und seine Knie zitterten unkontrolliert. Kraftlos sank er auf den kalten Metallboden. Durch das ausgeleierte und verblichene T-Shirt bahnten sich Nässe und Wind ihren Weg, doch sein erhitzter Körper kühlte nicht ab.

Ethan zwang sich, langsam und tief zu atmen, um sein hämmerndes Herz zu beruhigen. Es half nicht. Mit jedem Pulsschlag spürte er sie deutlicher, diese Leere, die Celines Verrat in ihm hinterlassen hatte. Sie hatte ihm alles genommen – sein Leben, sein Wesen – und hatte ihn auf dieser gottverlassenen, verdammten Bohrrinsel zurückgelassen.

Die Erinnerung an jene Nacht war auch nach all der Zeit unvermindert lebendig. Er kniff die Lider zusammen, trotzdem begann der Film aufs Neue vor ihm abzulaufen.

»Bitte Ethan, sing für mich.«

»Bist du sicher?« So viele Jahre waren vergangen, in denen er es nicht mehr gewagt hatte, für jemanden zu singen. Diese Gabe endlich wieder teilen zu können, mit der Frau, die er liebte, war wie ein süßer Rausch gewesen. Warum hatte er sich davon benebeln lassen?

Wieder spürte er das Prickeln in seinem Bauch, als Celine ihm aufmunternd zunickte. Ihr erwartungsvoller Blick hatte auch die letzten Zweifel zerstreut.

Die ersten Töne, ganz leise nur, ließen die Luft vibrieren, als die Macht seiner Stimme den kleinen Raum erfüllte. Ihre schlanke Hand bebte in seiner. Sie hielt ihn fester und machte ihm Mut.

Bei Verdis Maskenball hatte er sie kennengelernt und die Arie Riccardos wurde ihm nun zum Verhängnis. »Ma la mia stella è questa, che il ciel non ha! Quest'è mia stella! – Aber mein Stern ist dieser, den es nicht im Himmel gibt. Dies ist mein Stern.«

»Wunderschön.« Der verzauberte Klang ihrer Stimme war täuschend süß. Er ahnte nichts, als ihre Hand seine Brust berührte.

Die Kälte überkam ihn wie eine Woge, raubte ihm den Atem und verzerrte seinen Gesang zu einem schrillen Krächzen. Schmerz durchbohrte ihn wie ein glühender Speer. Rot-schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen.

Luft! Er musste atmen!

Seine Kehle brannte wie von flüssigem Feuer. Er packte Celine am Arm, doch sie entwand sich ihm mühelos. Wie ein Hund kroch er ihr nach.

»Warum? Warum tust du mir das an?« Die Antwort kannte er bis heute nicht.

Am Rande der Ohnmacht stach das Türkisblau des Steins in seine Augen. Der Stein, mit dem sie ihm seine Macht geraubt hatte – seine Seele. Kaum eine Armlänge vor ihm lag er auf dem Linoleum. Sein kühles Schimmern verhöhnte ihn. Er musste ihn erreichen! Musste!

Schnaubend schüttelte Ethan die durchnässten Haare. Das Bild des türkisblauen Larimars mit seiner weißen Maserung hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis gebrannt. Er hatte ihn nicht erreicht. Natürlich nicht. Celine war mit dem Stein geflohen.

Er lehnte die Stirn an das Stahlgeländer und blickte hinunter zu den tosenden Wellen. Kaum mehr als ein Schritt und er wäre das alles los. Jetzt, da er nicht mehr war als ein alternder, gebrochener Mann, würde die Nordsee ihn in ihre kalten Arme schließen und hinab ziehen.

Ihre Tiefen ließen zuverlässig alles Leid enden.

Doch dann käme Celine davon und das konnte und wollte er nicht zulassen.